Zeitschrift: Rote Revue : sozialistische Monatsschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 33 (1954)
Heft: 11-12

Artikel: Armeereform und Landesverteidigung
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-336831

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

* * *

Armeereform und Landesverteidigung

(Ein Beitrag zu einer Gesamtkonzeption und eine Kritik)

*Bemerkung der Redaktion: Oberst *** hat die Redaktion der «Roten Revue» ermächtigt, seinen Bericht über «Armeereform und Landesverteidigung» zu publizieren. Wir danken ihm dafür und bringen seinen Artikel als Diskussionsbeitrag über die Konzeption der Landesverteidigung der Schweiz im Zeitalter der Atombombe und der schweren Vernichtungswaffen. Ohne uns mit seiner Konzeption zu identifizieren, sind wir der Meinung, daß sie einen wertvollen Beitrag zur Diskussion über die Herabsetzung der Militärausgaben und der Landesverteidigung darstellt. Dies ist der Zweck, dem ihre Veröffentlichung dient.*

I.

Seit der Annahme des ersten «Allgemeinen Militärreglementes für den Schweizerischen Bundesverein» am 22. Juni 1804 haben alle Oberbefehlshaber, von von Wattenwyl bis Guisan, nach jeder Grenzbesetzung die Kampfbereitschaft als ungenügend bezeichnet. Man war jeweils in der glücklichen Lage, während der betreffenden Aktivdienstzeit etwas von der versäumten Arbeit und Materialbeschaffung nachzuholen. Damit blieb aber die Rüstung stets mehr oder weniger Stückwerk, und die Gelegenheit ergab sich nie, unsere besondere Landesverteidigung von Grund auf durchzudenken und dementsprechend auf- und auszubauen.

Es kann heute gar kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß unsere Armee im Begriffe ist, zu einer Art unvollständiger Taschenausgabe einer fremden Großwehrmacht zu werden. Ebenso deutlich erkennbar ist, daß man sich zur Organisation dieses Heeres immer noch überlebter Ausbildungsmethoden bedient, daß man sich im Hinblick auf die gesellschaftliche Ordnung des militärischen Lebens und in der Betrachtungsweise bezüglich Kampf noch zu oft im Zeitalter Friedrichs des Großen bewegt. Schließlich ist festzustellen, daß fast ausschließlich die Armee zur Landesverteidigung organisiert wird; weder wurden den übrigen Schweizern und Schweizerinnen Pflichten oder Verhaltungsmaßnahmen übertragen, noch sind umfassende, Vertrauen erweckende Vorkehren zu deren Schutz getroffen.

Die Eidgenossen des 14. und 15. Jahrhunderts schufen die Infanterie. Ihr Eigenwille, ehrlich und klar auf den finanziellen, wirtschaftlichen, technischen und bevölkerungspolitischen Gegebenheiten fußend, lohnte sich. Eine Nachahmung ihrer Gegner als Muster hätte sie dazu geführt, Streitrosse, Panzerrüstungen und andere, für sie in der notwendigen Zahl unerschwingliche Re-

quisiten anzukaufen, mangelhaft ausgebildet zu bemannen — und das Westentaschenformat eines Großmachtheeres hätte doch nicht erfolgreich sein können. Einen ähnlichen wagemutigen Schritt müssen wir heute tun! Aufgabe und Möglichkeiten zu Ende denken und dann im Rahmen einer Gesamtkonzeption aufbauen und ausbilden. Entsprechende Überlegungen dürften zu einer zweigeteilten Landesverteidigung führen:

1. Armee. Nahkampf einer äußerst starken Infanterie.
2. Zivile Organisationen, den eigenen Schutz und die Unterstützung der Kampftruppen betreffend.

Als Nahkampf ist jene Kampfphase zu verstehen, welche, da die Gefährdung der eigenen Truppen zu groß wäre, ohne die Einwirkung von Waffen aus andern Kampfräumen sich vollzieht. (Während des Ersten Weltkrieges sprach man von der «Überwindung der letzten 300 Meter». Die Lösung dieses Problems ließ damals die ersten Panzerwagen erstehen.) Mit der Schaffung einer Nahkampfarmee würde also bewußt verzichtet auf alle jene Waffen, die den Gegner schon außerhalb der Nahkampfzone «belästigen», «stören», wie zum Beispiel die Flieger und die Artillerie. Mit diesem Verzicht können wir nicht bloß wesentliche finanzielle Einsparungen erzielen — wir sind in der Lage, unsere Kräfte in jenem Bereich zu konzentrieren, wo wir ausbildungstechnisch stark sein können, im Nahkampf.

Eine kritische Betrachtung der heutigen Militärorganisation führt wohl am sichersten zur Darstellung der Armee und Gesamtkonzeption, die unsern Verhältnissen naturgemäß entspricht.

Die Infanterie und die Leichten Truppen erfüllen grundsätzlich dieselben Kampfaufgaben. Wenn die zweitgenannte Gattung vornehmlich gegen Luftlandetruppen eingesetzt werden soll, so kann dieser Umstand doch nicht als wesentliches Hindernis gegen eine Verschmelzung der beiden Waffen gelten. Infanterie und Leichte Truppen gehören zusammen: Sie besitzen dieselben Waffen, wirken auf dieselbe Weise und auf gleiche Entfernungen. Da uns während des Krieges großräumige Verschiebungen nicht möglich sein werden und die Motorisierung der Leichten Truppen deshalb nicht zur Geltung kommen kann, wird sich die übereinstimmende Kampfweise mit der Infanterie dann erst eindrücklich offenbaren; Manöver herkömmlicher Art zeigen dies nicht.

Für die Fusion der beiden Waffengattungen sprechen weiter: Die Ausbildung mit Pferden, die rund 2000 Kavalleriepferde ausgenommen, ist heute schon bei der Abteilung für Infanterie zentralisiert. Die mobilisierte Armee wird einen Pferdebestand der Größenordnung 20 000 aufweisen. Der nun endlich erfolgten Zusammenlegung der Eidgenössischen Pferderegieanstalt mit dem Eidgenössischen Kavallerie-Remontendepot dürfte schließlich die Unterstellung unter die Abteilung für Infanterie folgen.

Die Kampfführung der Infanterie ist außerordentlich beweglich geworden. Der einzelne Mann trägt im Gefecht noch wenige Kilogramm seiner persönlichen Ausrüstung mit sich. Die mitgeführten Kollektivwaffen sind, aufgelöst in Teillasten, meist tragbar, deren Träger können rennen und springen, ohne wesentliche Rücksicht nehmen zu müssen auf die Geländegestaltung. Zwischen dem Maß der Beweglichkeit eines Einzelkämpfers und einer Gruppe ist nur mehr ein sehr geringer Unterschied feststellbar. In gleicher Weise wird mit Erfolg angestrebt, auch größere Verbände, vornehmlich die Kompagnie, äußerst rasch einige Kilometer verschieben zu können, nach Möglichkeit unabhängig von Geländegestaltung und Geländebedeckung. Die Forderungen basieren auf taktischen Überlegungen — Überraschung einerseits und schießtechnische Möglichkeiten anderseits. Je größer die Schnelligkeit des Kämpfers, um so größer der Schutz gegen Getroffenwerden.

Diesen Bewegungen sollten die Artillerieverbände folgen können, zwar nicht auf Schritt und Tritt, aber in Abständen von einigen 100 Metern bis beiläufig 4 Kilometer Entfernung von einem führenden Infanteristen. Hierzu sind die Geschütze zu schwerfällig. Die Bedienung der Geschütze ist, im Vergleich mit der tatsächlichen Wirkung, zu umfangreich und zu unbeweglich. Um ein Artilleriegeschütz, wie wir sie zurzeit besitzen, schießen zu machen, sind durchschnittlich 2 Offiziere und 35 Unteroffiziere und Soldaten erforderlich. (Anzahl Artilleristen dividiert durch die Anzahl Rohre.)

Die ausgenützte Reichweite unserer Geschütze schwankt zwischen praktisch 4 Kilometern und 10 Kilometern. Als artilleriewürdige Ziele bezeichnen die Artilleristen heute wie vor 30 Jahren besonders die sogenannten Bereitstellungsräume des Gegners. Es hält schwer, sich auf einem heutigen Kampffeld andere lohnende Ziele vorzustellen, abgesehen von zu zerstörenden, toten Objekten; Einsätze zur Vernichtung von Siedlungen, Verbindungen usw. werden indessen für unsere Truppen weniger in Frage kommen, eher für die gegnerischen. Die erwähnten Bereitstellungen haben Ansammlungen zur Folge, was eben die Artilleriewürdigkeit bedingt.

Unerklärlicherweise wird dabei übersehen, daß sich die bezüglichen Räume heute außerhalb der Reichweite unserer Geschütze befinden werden. 1917/1918 konnte der zu Fuß angreifende Mann pro Tag vielleicht bis zu 10 Kilometern kämpfend zurücklegen, seine Bereitstellung mußte möglichst weit vorn liegen und befand sich damit im Wirkungsbereich der gegnerischen schweren Waffen. Die drei Phasen — Bereitstellung, Überwindung des Vorfeldes, Nahkampf — nehmen heute, gegenüber früher, einen anderen Verlauf: Man stellt sich außerhalb der Artilleriewirkung bereit, durchfährt mit größtmöglicher Schnelligkeit das Vorfeld und tritt auf beiläufig 800 Meter in den Nahkampfbereich. Der Beschuß der durch das Vorfeld stürmenden Fahrzeuge verspricht äußerst geringen Erfolg — in der Nahkampfzone verbieten die unübersicht-

lichen und ununterbrochen wechselnden Lagen jede Unterstützung durch schwere Mittel aus größerer Entfernung. In solchen Fällen kann nur der Direktschuß auf kurze Entfernungen dienen; die Geschosse müssen aber aus sehr leicht beweglichen Geräten verfeuert werden können.

Bei Manövern «kommen die Artilleristen immer zu spät». Es ist auffallend, wie wenig ernst diese stets wiederkehrenden Programmwidrigkeiten seit Jahrzehnten beachtet werden, man scheint sie als Manöverkrankheit zu bewerten und als notwendiges Übel in Kauf nehmen zu wollen. Dagegen verlangt der Ausbildungschef «Feuerauslösung auch bei einem Schießen mehrerer Abteilungen in höchstens 5 bis 7 Minuten nach dem Befehl zum Einrichten», ferner, «daß aus dem Handgelenk geschossen wird». Daß diese (ausnahmsweise klar dargestellten) Ausbildungsziele nicht erreicht werden, liegt nicht im schlechten Willen der Artilleristen begründet — die bezügliche Leistung ist technisch einfach nicht möglich. Das Unvermögen ist in natürlicher Weise festgelegt in den Schießmethoden.

1953 hat der Kommandant des 3. Armeekorps offiziell erklärt, daß sich bei beweglicher Kampfführung die Lage bei den Kampftruppen innerhalb 40 bis 45 Minuten normalerweise derart verändere, daß das Eingreifen der Flieger verfehlt sei. Das Einrichten eines neuen Feuers bis zum Wirkungsschießen einer Artillerieabteilung dauert aber länger als drei Viertelstunden!

Der Einsatz unserer Geschütze für Panzerabwehr ist verfehlt. In taktischen Gesprächen, wenn nur gesprochen, aber nicht scharf geschossen wird, können derartige Verwendungen wohl Erfolg haben. Eine herkömmliche Kanone ist im Frontaleinsatz, wegen ihrer Unbeweglichkeit, auch einem kalibermäßig schwächer bestückten Panzerkampfwagen gegenüber, sicher verloren, gegen vorbeifahrende Fahrzeuge kann die Drehvorrichtung für die Seitenrichtung nicht rasch genug betätigt werden, vorausgesetzt, daß auf Distanzen geschossen wird, welche eine Durchschlagswirkung erwarten lassen. Im Hinblick auf Treffwahrscheinlichkeit stütze man sich nicht auf Tankbahnschießresultate, sie vermitteln so lange falsche Bilder, als den Zielen bezüglich Weg und Geschwindigkeit keine Eigenwilligkeit zusteht. Schließlich ist das 7,5-cm-Geschütz schwerfällig, die deutsche Wehrmacht hat eine ähnliche bewegliche Waffe 7,5 cm schon 1942 ausgeschieden.

Über die Motorisierung wird allgemein weiter unten noch gesprochen werden. Was die Motorisierung der Artillerie im besonderen betrifft, so ist zu sagen, daß sich die Straßengebundenheit auf Stellungsbezüge und Einsatzmöglichkeiten (Einschränkung der Schießmöglichkeiten bei gegebenen Flugbahnen) ungünstig auswirken wird. Die Artilleriewaffen im Falle unserer Landesverteidigung müssen nicht auf weite Strecken transportiert werden — sie sollten aber im Zwischengelände von außerordentlicher Beweglichkeit sein.

Bombardierungsflugzeuge werfen ihre Last aus Höhen ab, die für unsere 34- und 20-mm-Geschütze unerreichbar sind. Jagd- und schwere Kampfflugzeuge, die sich innerhalb des Wirkungsbereiches der genannten Waffen befinden, weisen derart hohe Geschwindigkeiten auf, daß ein Treffen praktisch ausgeschlossen ist, die zu berücksichtigenden Vorhaltemaße werden unvernünftig groß, für ein Flugzeug mit 700 Stundenkilometern im Vorbeiflug in 1000 Meter Entfernung (Höhe) rund 300 Meter, in 2000 Meter Entfernung gegen 1000 Meter, bei einer Schußfolge von 650 Schuß in der Minute, und wenn alle zum Treffen zu berücksichtigenden Daten richtig sind, ist dem Flugzeug, das nicht 18 Meter Länge aufweist, das Durchschlüpfen zwischen zwei Schüssen möglich. Bei direktem Anflug eines Flugzeuges gegen die Stellung der Waffe bleiben dieser praktisch 1 bis 2 Sekunden Schießzeit, sofern das überraschende Erscheinen des Zieles die Feuereröffnung überhaupt ermöglicht.

Soeben wird wieder ein neues, leichtes Flabgeschütz eingeführt; es wird kaum einen weiteren Wirkungsraum bedienen als die bisherigen 20-mm-Geschütze. Und 1951 erklärte der Chef des EMD, es sei technisch einfach nicht möglich, einen Luftangriff aus mehreren 1000 Metern Höhe abzuwehren!

Erfolgreichen Beschuß moderner Flugzeuge können nur schwere Flabkanonen versprechen und nur dann, wenn sie in großer Zahl eingesetzt, mindestens halbautomatisch radargesteuert und die Geschosse mit Radarzündern versehen sind. Die erfolgreiche und wirtschaftlichste Fliegerabwehr der näheren Zukunft dürfte mit ferngelenkten Geschossen erreicht werden. Eine einfache Umbewaffnung unserer leichten Einheiten, das heißt deren Ausstattung mit schwereren Geschützen oder mit ferngelenkten Geschossen, dürfte nicht angehen, die geeigneten Bedienungstechniker fehlen in der erforderlichen Anzahl, und die Entwicklungen auf dem Gebiete der Fernsteuerung sind noch gar nicht abgeschlossen. Unser Fliegerbeobachtungs- und -meldedienst, auf den sich die aktive und passive Abwehr stützen will, scheint immer noch eine zu schwerfällig geratene Imitation geblieben zu sein. Die Meldungen trafen schon im vergangenen Kriege sehr oft zu spät am Alarmort ein. Nach einer kommenden Kriegsmobilmachung müßte bestimmt mit einer Anlaufzeit von Monaten gerechnet werden, bis nur wieder die Fertigkeiten und das Können von 1945 erreicht wären.

Es ist zwar nicht üblich, bei der Untersuchung von Landesverteidigungsfragen den kaufmännischen Begriff der Rendite miteinzubeziehen. Im Zusammenhang mit der Frage der Bodenabwehr gegen Flieger muß aber doch nach dem Verhältnis zwischen Aufwand und zu erwartender Wirkung gesucht werden. Das Ergebnis einer Untersuchung, sei es, daß sie auf der Erfahrung aus dem vergangenen Krieg, auf heutigen Schießübungen oder auf Berechnungen fußt, lautet ungünstig in bezug auf den Einsatz unserer Mittel. Nachdrücklich zu warnen ist davor, die Ergebnisse der stattfindenden Schulschießen als

Grundlage zur Erhärtung der Existenzberechtigung unserer Flabwaffe in Betracht zu ziehen. Die praktisch auf Null sinkende Treffaussicht würde offensichtlich, wenn der Schleppsack mit «Eigenwillen» und mit heute im Kriege üblichen Geschwindigkeiten fliegen würde.

Noch eindrücklichere Zahlen ergeben Rentabilitätsrechnungen in bezug auf die Fliegerwaffe. Unter der Annahme von 300 kriegseinsatzbereiten Flugzeugen sind für die Inganghaltung eines einzigen personell erforderlich: Angenähert 4 Offiziere, 45 Unteroffiziere und Soldaten. (Nicht eingerechnet sind hierbei die personellen Mittel für den Schutz und den Unterhalt der Flugplätze, auch nicht das Personal der Flugplatzdirektion und der Werkstätten.) Ein Flugzeug (Vampire, Mustang, Venom) kostet uns über eine Million Fr.!

Die Erfahrung lehrt eindeutig, daß die Wirkung einer Flugwaffe, welche nicht die Luftüberlegenheit erzwingen kann, gleich Null ist. Beim Einsatz von 300 Exemplaren, die auf die ganze Schweiz verteilt sind, ist an eine solche Möglichkeit gar nicht zu denken.

Die Sappeure lernen heute wie seit Jahren in erster Linie Brücken bauen, außerdem erstellen sie Seilbahnen, verlegen Minen und mimen mit Sprengstoff ausgerüstete Infanteristen. In den «Richtlinien für den Einsatz der Bautruppen der Geniewaffe» werden noch weitere Verwendungsmöglichkeiten aufgezählt: Bau von Sperren, die den Anforderungen moderner Panzerabwehr entsprechen, Passierbarmachung unterbrochener Kommunikationen, Wege- und Befestigungsbau, Übersetzen kleinerer Truppenverbände mittels Schlauchbooten und Fähren.

Angesichts dieser Fülle von Aufgaben ist es selbstverständlich, daß rund 100 Diensttage Rekrutenschule unzureichend sind, um in allen diesen Disziplinen Fachmänner heranzubilden. In vielen Fällen, man braucht beispielsweise nur an Räumungsarbeiten zu denken, fehlen auch genügend und geeignete Geräte. Allgemein aber ist der Grund für die zuviel aufgebürdete und zu wenig gründlich ausgeführte Arbeit der Sappeure zu suchen und zu finden in dem Umstand, daß ihnen die erwartete Leistung im Rahmen des Einsatzes der Armee fehlt. So kommt es, daß die Sappeurbataillone in Manövern oft als Infanterie eingesetzt werden.

Der Brückenbau der Sappeure ist an sich problematisch. Gelegentliche Erklärungen hoher Chefs besagen, es sei auf Grund operativer Übungen und Überlegungen allgemeiner Art gar nicht daran zu denken, während des Krieges größere Truppenverbände (kombinierte Regimenter oder Divisionen) auf weitere Entfernungen zu verschieben; die Luftüberlegenheit jedes denkbaren Gegners werde derart mächtig sein, daß so dislozierende Truppen bei Tag oder Nacht unfehlbar zerschlagen würden ohne mögliche Gegenwehr. Wenn nun die sehr rasche Überführung eines Regimentes bei Nacht und Nebel noch in Frage käme, so steht einem solchen Vorhaben die Bauweise der Sappeure

entgegen: Das Baumaterial muß zum größten Teil erst im Walde geschlagen und dann abgebunden werden. Auch das Einführen der Träger ist kompliziert und zeitraubend. Für den Bau einer 20 m langen 9-Tonnen-Brücke durch eine Sappeurkompagnie sind 36 Stunden in Rechnung zu stellen! Kein Regimentskommandant wird auch nur einen Tag im voraus wissen oder erkennen können, daß er dann da oder dort eine Brücke notwendig haben wird, und kein Gegner wird einem solchen Brückenschlag untätig zusehen. Es ist ferner zu beachten, daß die 9- und 12-Tonnen-Brücken, deren Erstellung fast ausschließlich geübt wird, heute allgemein zuwenig tragfähig sind: Bei der Artillerie muß mit Doppelfahrzeugen von 15 bis 20 Tonnen, bei den Leichten Truppen mit 35 Tonnen gerechnet werden.

Der fachmännische Bau von Straßen und Wegen im Verlaufe des Krieges ist wohl ausgeschlossen; die bezüglichen Arbeiten in den Schulen und Kursen könnten unterbleiben. Sollten in Friedens- oder Aktivdienstzeiten solche militärische Bauten erforderlich sein, so werden sie besser, billiger und rascher durch Zivilunternehmen ausgeführt. Wie für neuzeitlichen Straßenbau, so fehlen den Sappeuren die notwendigen Maschinen auch für Räumungsarbeiten und für Tankgrabenbauten. Für den Betrieb requirierter Baumaschinen fehlen die geeigneten Bedienungsleute.

In diesem Zusammenhang mag auch darauf hingewiesen werden, wie gering die Zahl der Handwerker unter den Sappeuren ist. Anno dazumal bestand die Sappeurkompagnie überwiegend aus währschaften Meistern und Gesellen; diese Vorstellung ist heute unzutreffend, die Sappeure unterscheiden sich körperlich nicht und nach Berufen nicht mehr wesentlich von andern Heeresangehörigen.

Unser Pontonierbataillon ist imstande, mit seinem Korpsmaterial eine 12-Tonnen-Brücke von rund 150 m Länge oder eine 220 m lange Brücke von 6 Tonnen Tragfähigkeit zu erstellen. Ob mit dem im Versuch stehenden Material die 20-Tonnen-Grenze ohne wesentliche Nachteile erreicht werden kann, ist fraglich. Unsere schweren Geschütze wiegen bis 10 Tonnen, hinzu kommen die Zugmaschinen von beiläufig gleichem Gewicht. Das Überführen derartiger Lasten müßte so bewerkstelligt werden, daß vorerst die Zugmaschine passiert und dann mit besonderer Vorrichtung das Geschütz allein nachzieht. Von einem raschflüssigen Übergang kann dabei natürlich nicht die Rede sein. Dabei wird aber jedermann gestehen müssen, daß gerade das Passieren von Brücken und ähnlichen Engnissen mit höchstmöglicher Schnelligkeit zu erfolgen hätte. Übrigens stünde den Truppen, taktisch gesehen, nur sehr wenig Zeit zur Verfügung, um den Übergang eines Verbandes durchzuführen; wenn für Bau und Abbau rund vier Stunden in Rechnung gestellt werden, dann bleiben in einer Sommernacht noch praktisch zwei Stunden ausnützbare Zeit.

Reservematerial besitzen die Pontoniere nicht — mit dem Bau einer der oben genannten Einheiten ist das gesamte Korpsmaterial ausgegeben. Wird die Brücke zerschlagen, dann steht ein Bataillon ohne weitere Verwendungsmöglichkeiten da. Eine Lösung zu rascherem Ein- und Ausbau von Brücken wäre vielleicht so zu erreichen, daß längs Aare, Limmat und Reuß «küchenfertige» Brücken an vorbereiteten Landschwellen bereitgestellt würden. Personal- und Materialbestand an Pontonieren könnten dadurch wesentlich reduziert werden.

Die heutige Modernisierung der Armee entspricht nicht einer folgerichtig aufbauenden Reform der Landesverteidigung. Einerseits ist man bestrebt, mit für uns neuen und neuartigen, zufällig käuflichen Mitteln klaffende Lücken in einer imaginären Konzeption zu schließen, anderseits wird oft an Traditionen festgehalten, welche nichts mehr nützen, eher schaden. Einer eigentlichen Reform müßte eine neue Standortbestimmung vorausgehen, militärisch und politisch, und es müßte ein gründliches Abwägen der tatsächlich bestehenden Möglichkeiten in Hinsicht auf finanzielle Mittel, Anzahl und Ausbildungsmöglichkeiten der Wehrmänner, Art der Beschaffung der Kampfmittel, Gelände usw. erfolgen. Die Möglichkeit der Landesverteidigung müßte einmal offen und ehrlich zu Ende gedacht werden. Daß in den Zeitungen sogar über den Zweck der Armee gestritten wird, ist mit ein Fingerzeig, daß frischer Wind nottut.

Für die Zwecke der heutigen Armee werden jährlich über 2,5 Prozent des gesamten Nationaleinkommens benötigt. Ob ein so hoher Anteil auf die Dauer tragbar ist, muß als fraglich bezeichnet werden. In dieser Beziehung negativ Eingestellten wird entgegengehalten, diese Kapitalanlage sei gut, man brauche sich bloß die ungeheuren Verluste an Menschen und Material vorzustellen, die wir im Falle eines Krieges hätten erleiden müssen. Diese Argumentation ist nicht richtig. Es ist nicht gesagt, daß gerade diese Form der Armee uns vor dem Einbezug in den Kampf geschützt hat. Mit diesen Ausführungen soll eben zur Beantwortung der Frage beigetragen werden, ob nicht mit einer weniger teuren Armee derselbe Erfolg zu erreichen wäre. Kostenvergleiche mit dem Ausland, worin die Militärausgaben in Prozenten der gesamten Staatsausgaben angeführt sind, sind abwegig und (bewußt?) irreführend. Anteilprozente eines Staatshaushaltes mit eher zentralistischer Regierung und stehendem Heer können niemals verglichen werden mit den in unseren besonderen Verhältnissen gültigen Zahlen (Milizheer mit Lohnausgleich, unverhältnismäßig hohe Sozialausgaben, Steuerhoheit bei Kantonen und Gemeinden usw.).

Während des letzten Aktivdienstes soll auf dem Frontrapport des Oberbefehlshabers die Zahl der Dienstleistenden 700 000 gelegentlich überschritten haben. Derartige Aushebungen sind in Kriegszeiten untragbar. Im Mai 1940 stand das Wirtschaftsleben der Zivilbevölkerung still, es mußten schleu-

nigst Urlaube erteilt werden, um den Gegenstand unserer Schutzbestrebungen, eben unsere Angehörigen, verpflegen und verarzten zu können. Dasselbe unsinnige Vorgehen soll sich nach einer kommenden Kriegsmobilmachung wiederholen. In den Zeiten vom 16. bis 18. Jahrhundert mag das Verhältnis Heer/Zivilbevölkerung 1 zu 6 wenigstens kurzfristig noch haltbar gewesen sein, heute, im Rahmen der viel enger als damals verflochtenen Wirtschaft, müßten solche Verhältnisse zum Ruin der Bevölkerung führen. Das Verhältnis 1 zu 10 sollte heutzutage nicht unterschritten werden. Es ist einfach unverständlich, daß, entgegen zwingenden Überlegungen vorstehender Art, heute wieder eine 700 000-Mann-Armee geschaffen werden soll.

Mehr als die Hälfte der erwerbstätigen Schweizer ist in der Landwirtschaft, im Handel und im Gastwirtschaftsgewerbe tätig; das heißt diese Leute sind meist ohne ausgesprochen technisches Gefühl, sehr oft sind es geradezu Antitechniker. Diesen Tatsachen und Folgerungen daraus zum Trotz sind die meisten unserer Waffen kompliziert in Handhabung und Unterhalt. In vielen Fällen mußten aus finanziellen Gründen Mehrzweckgeräte fabriziert werden, ebenso bringt die Forderung der sogenannten «Idiotensicherheit» manche Komplikation. Gerade aber weil wir diese Nachteile offenbar und notgedrungen, unsern finanziellen Verhältnissen entsprechend, in Kauf nehmen zu müssen glauben, können nicht beliebig wünschbare Waffen bei der Armee eingeführt werden, es fehlen zu oft genügend geeignete Leute für die Handhabung. In den USA und andern Großstaaten steht bei der Aushebung eine bedeutend größere Auslese zur Verfügung; wir müssen den Mut aufbringen, unseren besonderen Verhältnissen im Kleinstaat Rechnung zu tragen.

Zu komplizierte Geräte sind in erster Linie bei den sogenannten Spezialwaffen festzustellen, ferner in bezug auf Waffen- und Gerätemechaniker.

Nicht bloß die persönliche Eignung vieler unserer Leute, sondern auch deren zu kurze Ausbildungszeit steht gar nicht im Einklang mit den umständlichen Waffen, Geräten und Verfahren. Die natürliche Folge ist oberflächliche Behandlung des Ausbildungsstoffes, oder es muß, im Anschluß an eine Mobilmachung, mit einer großen Anlaufzeit gerechnet werden, bis der Ausbildungsstand nur wieder jenem am Ende der Rekrutenschule entspricht. Als Beispiele seien angeführt:

Unsere Artillerie übt sich immer noch im Zeitzünderschießen. Alle andern Armeen sind davon abgekommen, ganz offensichtlich deshalb, weil dieses Verfahren dem äußerst raschen Einsatz einfach nicht mehr gerecht werden kann. Zugegeben, ein gut liegendes Feuer von Zeitzündern ist gegen ein entsprechend günstig geartetes Ziel äußerst wirksam, und unsere Geländegestaltung ruft gleichsam nach diesen Feuern. Die Klassik muß aber verblassen angesichts der Tatsache, daß die erhoffte Wirkung in der Praxis gar nicht erreicht werden kann: Das zeitraubende, aber notwendige Einschießen hat zur

Folge, daß das Wirkungsschießen zu spät ausgelöst werden kann; Uhrwerkzünder, die allein unabhängig von der Witterung arbeiten, sind überdies außerordentlich teuer in der Herstellung. Unter den herrschenden Verhältnissen sollte unsere klassische Artillerie — wenn nicht noch andere Nachteile deren Existenzberechtigung überhaupt aufheben — nur MZ, MVZ, PZ oder dann Radarzünder verwenden, die Ausbildung würde wesentlich vereinfacht.

Alle Funker der Übermittlungstruppen lernen noch morsen. Zu dessen Erlernung wird sehr viel Zeit aufgewendet, bestimmt ein Viertel der Rekrutenschule. Dann geht die erreichte Gewandtheit rasch wieder verloren. Als Anlaufzeit in einem Wiederholungskurs müssen eher alle drei als nur zwei Wochen in Rechnung gestellt werden, bis das minimale Können für einen flüssigen Normalverkehr erreicht ist. Im Kriege wird vielleicht gemorst zwischen Bundesrat und den Heereseinheiten. Die hierbei verwendeten Geräte könnten bemannt werden mit Berufstelegraphisten. Alle übrigen Funker sollten von diesem Ballast befreit werden. Chiffrierte, aber dafür zeitraubende Übermittlungen auf dem Kampffeld auf Kosten höchstmöglicher Raschheit der Durchgabe sind bestimmt in 99 von 100 Fällen nachteilig; der Nachteil des Abgehörtwerdens wird illusorisch, wenn infolge der Raschheit des Handelns dem Gegner die Möglichkeit genommen wird, zeitgerecht Gegenmaßnahmen zu organisieren. Der Nachteil, daß Telephonie weniger weitreichend ist als Telegraphie, kann leicht in Kauf genommen werden. Die Funkgeräte sind im allgemeinen hinsichtlich Reichweite sowieso überdimensioniert. Gerade dieser Umstand macht sie schwer, kompliziert und teuer. Die Funker können — Ausnahmen bestätigen die Regel — mit ihren Geräten nach einiger Wiedererlernzeit «umgehen», sie beherrschen sie aber nicht; aber allein volle Beherrschung gewährleistet im Kriege Erfolg.

Bei der Einführung neuer Waffen und Geräte oder Fahrzeuge und Flugzeuge muß unbedingt auf das mögliche Können der Bedienenden Rücksicht genommen werden. Dabei ist die berufliche Zusammensetzung des Bestandes an Wehrtauglichen als eine feststehende Größe zu betrachten. Es darf nicht sein, daß höchstwertiges Material in unbeholfenen Händen liegt und nicht voll ausgenützt werden kann. Beispielsweise könnten auch bestimmte Einrichtungen in Festungswerken erheblich besser ausgenützt werden, wenn mehr technisch versierte Leute eingesetzt und diese intensiver ausgebildet würden.

Das Raketenrohr ist bei weitem nicht unsere komplizierteste Waffe. Es sollte doch gefordert werden können, daß die Ausbildung der betreffenden Infanteristen den vollen kriegsmäßigen Einsatz einschließt. Anläßlich des Unfalls auf dem Waffenplatz Liestal wurde darüber debattiert, ob der Leutnant oder der Hauptmann imstande sein müsse, diese Waffe zu handhaben. Da stimmt doch etwas nicht. Entweder baut die Kriegstechnische Abteilung wirklich zu kompliziert, oder dann sind die Waffen und die für deren Hand-

habung erforderliche Ausbildung nicht aufeinander abgestimmt; oder schließlich erfordern die heutigen Waffen so viel technisches Einfühlungsvermögen, wie es der Durchschnitt unserer Wehrmänner einfach nicht besitzt. Die Abklärung solcher Fragen berührt zutiefst den Aufbau unseres Heeres.

Es besteht großer Mangel an geeigneten Waffen- und Gerätemechanikern. Die fachmännische Betreuung moderner Geräte (Kommandogeräte, Funkgeräte, optische Meßapparate aller Art, Maschinenwaffen, Panzerfahrzeuge) erfordert ein Wissen und Können, das, wenn man die bezüglichen Reglemente ehrlich beurteilt, mindestens Technikumsbildung voraussetzt. Ein zuständiger Fachmann, der nach der Rekrutierung dieser Leute gefragt wurde, erklärte offen: Man sei in seiner Umgebung zur Einsicht und Überzeugung gelangt, es müßte aus den genannten Gründen zu einem wenigstens teilweise stehenden Heere übergegangen werden. In dieser Antwort wird offenbar, wie weltfremd oft gedacht wird: Umkrempelung des Volkscharakters zugunsten von komplizierten Kriegsgeräten statt Anpassung der Waffenarten an die Leistungsmöglichkeiten der Leute.

Es ist einleuchtend, daß angestrebt wird, unsere Kriegsgeräte im eigenen Lande zu bauen. In bezug auf kleinerkalibrige Waffen, einschließlich Munition, sowie auf kleinere Geräte ist zu sagen, daß der reichlich große Bedarf eine eigene Waffen- und Gerätefabrikation rechtfertigt. Unverständlich ist dagegen, daß man wegen der 300 Kampfflugzeuge eine bundeseigene Flugzeugindustrie aufbauen und unterhalten will. Solche Investierungen sind für unsere Verhältnisse in der Militärverwaltung ebenso wenig tragbar, wie dies in der Industrie allgemein der Fall wäre. Dasselbe ist zu sagen betreffend die Herstellung und Entwicklung schwerer Geschütze: Serien von vielleicht höchstens 100 Stück einer Art rechtfertigen die teuren Installationen nicht. Ebenso unverständlich ist, daß in der Schweiz zwei Raketen selbständig entwickelt werden, die Kriegstechnische Abteilung baut eine, Bührle eine zweite, Wirkung und Reichweite dürften ungefähr gleich sein. Oder ist die Fabrikation jener bundeseigenen Rakete, die in Payerne seinerzeit so vielversprechend demonstriert wurde, fallen gelassen worden? Warum?

Nun baut der Bund auch eigene Panzerwagen! Dieser Beschluß wurde gefaßt zu einer Zeit, da die Panzerwagenfrage immer noch umstritten ist, und dies mit Recht.

Mit dem vorläufig provisorisch zur Verfügung gestellten Kredit werden beiläufig 200 Panzerwagen erstellt werden können. Zu deren Verwendung muß gesagt werden: Panzerwagenfahren benötigt eigentliche Techniker. Wir sind einfach nicht imstande, genügend geeignete Leute kriegsgenügend auszubilden.

Es fehlt uns ein Truppenübungsplatz, wie er in gleichem Maße auch für kombinierte Schießübungen Infanterie/Artillerie fehlt. Der Einsatz der Panzer

kann gar nicht kriegsmäßig geübt werden, das heißt der Kampf gegen Feindpanzer.

Ein Drittel der Panzerkampfwagen wird sich, Erfahrungszahlen der Nachkriegszeit zufolge, stets in Reparatur befinden. Wenn es hoch kommt, wird jede der 16 Heereseinheiten über 20 bis 25 Panzer verfügen. Das ist für den Kampf gegen die entsprechenden gegnerischen Organisationen viel zuwenig — im Hinblick auf die Kosten der Anschaffung und des Unterhaltes zuviel.

Hptm. i. Gst. St. hat anläßlich eines Vortrages erklärt, der Einsatz der wenig weit tragenden Panzerwurfgranaten oder ähnlicher Geräte erfordere von unseren kriegsungewohnten Leuten zuviel Mut. Über diese Frage zu streiten ist müßig, nur der Krieg selbst könnte Klarheit schaffen. Herr Hptm. St. sollte als Panzerfachmann aber wissen, daß es ebensoviel Mut braucht, sich im Krieg — nicht für eine Demonstration auf der Thuner Allmend — in einen Panzerkampfwagen zu begeben.

Man hat argumentiert, die Panzerkampfwagen, und wenn es auch nur wenige seien, stellten kleine Festungen dar. Diese Vorstellung ist nicht richtig. Der stehende Panzerkampfwagen ist sehr empfindlich und besitzt niemals die bezüglichen Vorteile einer Festung.

Der Panzerkampfwagen ist stark, wenn er rasch fahren kann. Die Geschwindigkeit selbst ist eine Art (passiver) Waffe. Die heutigen Kampfwagen fahren deshalb mit beiläufig 40 Stundenkilometern in den Einsatz. Die Infanterie kann dabei niemals folgen. Solche Vorstellungen stammen noch aus der Zeit des Ersten Weltkrieges, als die französischen Wagen mit etwa 5 km/h sich vorwärtsbewegten. Panzer kämpfen heute vornehmlich selbständig im Rahmen von Truppen mit gleicher Marschgeschwindigkeit — Panzerverbände gegen Panzerverbände. Die Entscheidungen dieser Schlachten können dann den Infanteristen freie Bahn schaffen.

Oberstkorpskommandant Frei sagt es offiziell, und in Manövern kann man es sehen: Die Panzerwagen als Begleiter der Infanteristen! Jeweils einige Stück! Mit 5 km Stundengeschwindigkeit. Das war 1916 wohl richtig — seit 1940 ist es falsch. Liddel Hart bezeichnet diese Verwendungsart, wie sie bei uns geübt wird, als überlebt, vollständig unverständlich.

Früher, als noch weniger monströse Geräte zu bauen waren, beanspruchten die Materialbeschaffungen etwa 15 Prozent des Budgetbetrages, heute vielleicht 50 Prozent. Daß das neue Anteilverhältnis nicht gesund ist, geht aus dem Mißverhältnis bezüglich Ausbildung an all dem neuen Material hervor: Früher, als man das Material noch beherrschen wollte und konnte, benötigte man für die Ausbildung 50 Prozent des gesamten Budgetbetrages, heute noch rund 25 Prozent.

Der Kauf schwererer Geräte und Waffen im Ausland weist natürlich Nachteile auf: Man erhält nur selten die modernsten Modelle, und die Geheim-

haltung ist nicht mehr gewährleistet. Diese Einwände können leicht entkräftet werden durch zwei Gegenfragen: Wie lange dauerte es, bis die C 38 entwickelt war? (Von rund 1938 bis 1947.) Kennen die in Bern akkreditierten Militärattachés unsere Kanonen und Flugzeuge wirklich nicht?

Die Armee wird bei einer allgemeinen Kriegsmobilmachung heute über 60 000 Motorfahrzeuge verfügen. Die große Zahl der in der Schweiz im Verkehr befindlichen Motorfahrzeuge verlockt dazu, die Truppen noch vermehrt mit Motortransport- und -verbindungsmitteln auszurüsten, gelegentlich wird die sogenannte Vollmotorisierung propagiert.

Das für unsere Verhältnisse notwendige und zulässige Maß der Motorisierung ist bestimmt schon überschritten, man ist auch in dieser Hinsicht im Begriffe, fremde Muster auf unangebrachte Weise nachzuahmen.

Es muß damit gerechnet werden, daß für das Fahrbereithalten und für das Fahren jedes Motorfahrzeuges etwa 1,5 bis 2 Mann benötigt werden (Motorfahrer, Beifahrer, Fahrerreserven, Führung, Stäbe, Reparaturabteilungen, Werkstätten usw.). Gegen 100 000 Dienst- und Hilfsdienstpflichtige werden der Armee als eigentliche Kämpfer entzogen, also ein schwer ins Gewicht fallender Prozentsatz. Es kann keine Rede davon sein, diese Leute an zwei Stellen einzusetzen und entsprechend auszubilden, bei der Artillerie zum Beispiel auch in der Geschützbedienung oder bei der Infanterie im Gruppenverband. Die Ausbildung der Motorfahrer als Kämpfer ist — wie die wirklich zuständigen Ausbildner ohne Besinnen erklären können — so, daß sie ausreicht, mit der Waffe in der Hand einen Diebstahl am Fahrzeug zu verhindern, die Ausbildung in einem Kampfverband komme aus Zeitmangel gar nicht in Frage. Wie oberflächlich und in jeder Hinsicht ungenügend (Fahren, Unterhalt) die neueste Ausbildung (bei den Kampftruppenwaffengattungen) ist, zeigt mit aller Deutlichkeit die Verfügung des EMD vom Oktober 1948; der Departementschef sieht sich gezwungen, selbst gegen die Auto«hauderei» einzuschreiten. Gegen drei Viertel sämtlicher Reparaturkosten in der Armee gehen schon heute zu Lasten der Motorfahrzeuge.

Höchste Stellen erklären gelegentlich, daß Verschiebungen von größeren Kampfverbänden auf größere Entfernungen — 20 bis 70 km und mehr — ausgeschlossen seien, die Tätigkeit der in jedem denkbaren Falle überlegenen feindlichen Flugwaffe verunmögliche derartige Dislokationen. Die Rundstedt-Offensive Ende 1944 hat gezeigt, daß diese Überlegungen sicher zu Recht bestehen. Es ist deshalb nicht einzusehen, wieso die ganze Armee oder doch wesentliche Teile davon in umständlicher Weise mit Mitteln versehen werden sollen, die im Kriege doch nicht ausnützbar sind. Wir brauchen doch nicht jede Einheit mit Transportmitteln so auszurüsten, als ob sie wochenlange Reisemärsche zu bewältigen hätte! Man denke auch daran, daß in der Schweiz nur rund 50 000 km lastwagenbefahrbare Straßen zur Verfügung stehen.

Für die in Friedenszeit notwendig erscheinenden Dislokationen können die vorhandenen bundeseigenen Fahrzeuge genügen, durch geeignete Staffelung der Wiederholungskurse wird Austauschmöglichkeit geschaffen. Wenn die durchgeführten Manöver die große Nützlichkeit der Motorisierung gezeigt haben sollten, so ist diesem Ergebnis entgegenzuhalten, daß die dabei eingesetzten gegnerischen Mittel weder nach Art noch nach Zahl der zu erwartenden Wirklichkeit entsprechen; ferner fehlt die Darstellung der feindlichen Luftüberlegenheit, die vielen eigenen Zerstörungen usw.

Die Frage, ob die Kriegstechnische Abteilung nicht zu kompliziert konstruiere, ist schon oft gestellt worden. Sie wäre endlich einmal abzuklären. Dabei muß allerdings berücksichtigt werden, daß diese Abteilung vielfach gezwungen wurde, komplizierte Mehrzweckgeräte zu bauen auf Grund von vielgestaltigen Forderungen. Man denkt dabei an Mehrzweckflugzeuge, Doppelzünder, Geschütze mit Reichweiten bis 15 km, die aber auch im Bereich der Infanterie im Direktschuß gegen Panzer wirken usw. Anderseits werden Bedenken laut: Das Einheitsmaschinengewehr mußte außer Dienst gestellt werden. Waffen wie die Tankbüchse mußten nach kurzer Zeit als überholt bezeichnet werden. Es gibt Waffen und Munition, deren Einsatz das vorherige Lesen eines Merkblattes bedingt.

Eine einfacher aufgebaute Armee würde weniger Waffen- und Munitionsarten erheischen.

Die unsern Verhältnissen (im Hinblick auf finanzielle Mittel, Bevölkerungszahl, Ausbildungsmöglichkeiten usw.) entsprechende Armee würde, allgemein dargestellt, folgenden Umfang haben:

Die Armee gliedert sich in Kompagnien, Bataillone ganz verschiedener Stärke (zum Beispiel talschaftsweises Rekrutieren), Regimenter (nur wo deren Aufbau natürlich erscheint), Divisionen, Festungen.

An Waffengattungen wären aufzustellen bzw. beizubehalten:

Infanterie
Zerstörungstruppen
Festungstruppen
Versorgungs- und Transporttruppen
Übermittlungstruppen
Sanitätstruppen

Die Bewaffnung umfaßt, außerhalb der Festungen, nur sehr einfach zu bedienende Geräte: Karabiner, Pistole, Maschinenpistole, Einheitsmaschinengewehr hoher Kadenz, leichte Minenwerfer, Minen, Panzerwurfgranate, Handgranate, eine Rakete usw.

Eingliederung der Genie-, Bau-, Artillerie-, Flieger- und Flabtruppen in die Infanterieverbände als Sprengstoff- bzw. Panzerabwehrspezialisten.

Der Umfang dieser Armee dürfte betragen:

Infanterie	250 000	Mann
Zerstörungstruppen	10 000	Mann
Festungstruppen	25 000	Mann
Versorgungstruppen	30 000	Mann
Übermittlungstruppen	5 000	Mann
Sanitätstruppen	30 000	Mann
	350 000	Mann
dazu:	20 000	Pferde
	20 000	Motorfahrzeuge

Rekrutierung: Streng regional, den Einrückungsorten entsprechend. (Sogenannte technische Einheiten, wie zum Beispiel Flabtruppen, rekrutieren sich heute aus der ganzen Schweiz.)

Die Auswahl der Sprengobjekte der Zerstörungstruppen ist nicht ausschließlich nach taktischen Gesichtspunkten zu treffen, das Leben der Zivilbevölkerung ist mitzuberücksichtigen.

Mobilmachung: Entsprechend heutiger Organisation. Der Minderbedarf an Pferden wird erlauben, die die Mobilmachung verzögernden Pferdetransporte aufzuheben, ähnliche Vorteile wird die reduzierte Motorfahrzeugstellung zeitigen.

Kampfweise: Nahkampf. Schußdistanzen bis 2000 Meter, so daß einfachste Schießverfahren angewendet werden können. Kampf im ganzen Raum der Schweiz verteilt, ohne Streben nach sogenannten «Fronten».

Die Kosten dieser Armee dürften sich auf der Höhe von 300 Millionen halten. (Die Frage des Verkaufes des überflüssigen Materials ist im Bereiche der Politik zu regeln. Aus dem Verkaufserlös könnte die Beschaffung einer Rakete [nicht Entwicklung!], einer kräftigen Panzerfaust, größerer Minen usw. zusammen mit bereits erteilten Krediten erleichtert werden.)

Die kürzlich in der Parteipresse erhobene Forderung, der Schweizer Soldat solle nur solche Waffen besitzen, welche er auch bezahlen könne, ist allgemein wohl richtig, die Wurzel dieser Erkenntnis liegt aber in der Bestimmung: Der Schweizer Wehrmann soll nur solche Waffen in die Hand bekommen, die er auch handhaben, beherrschen kann.

Im Rahmen dieser Kredite würden auf Ausbildung rund 50 Prozent entfallen. Der Truppe könnte mehr Munition zur Verfügung gestellt werden. (Angehörige der Festungswachtkompagnien, unsere Berufssoldaten also, haben pro Jahr 20 Patronen mit dem Karabiner und 150 mit dem Mg. zu verschießen!)

Die Zivilbevölkerung ist in die Landesverteidigung einzubeziehen, vornehmlich aber in passivem Sinne. Es sind entsprechende Vorkehren in Friedenszeiten zu treffen:

Lebensmittelvorräte in den Haushaltungen; Lebensmitteldepots außerhalb der Ortschaften; Sicherstellung der lebenswichtigen Betriebe durch Nichtdienstpflichtige, deren es heute nicht mehr genügend gibt angesichts der 700 000-Mann-Armee; Sicherstellung des Sanitätsdienstes der Zivilbevölkerung.

Organisationen: Feuerwehr; Entgiftungen; Samariterdienststellen, auch zugunsten der Armee; Wasseralarm; passiver Luftschutz.

Der wieder ins Leben gerufene (oder wiedererweckte) Territorialdienst ist weiter auszubauen. Er vermittelt die Verbindung zwischen zivilen Organisationen, der Bevölkerung und der Armee. Er leitet und überwacht die genannten Kriegsvorbereitungen der Zivilbevölkerung. Er ist wesentlich nicht Kampforganisation.

Der Schutz der Armee und der Zivilbevölkerung vor Luftangriffen aller Art ist in passivem Sinne zu organisieren:

Zivilbevölkerung: Zur Zeit von Angriffen: Ausweichen an Hänge und in Wälder, in weiter Verteilung, in der Nähe der Depots. In den Ortschaften bleiben Polizei und Feuerwehr zurück. Für diese sind Luftschutzkeller bereitzustellen.

Bausubventionen hätten immer nur ausgegeben werden sollen, wenn Luftschutzkeller mitgebaut wurden.

Die Nachahmung einer Luftschutzorganisation, wie sie Paris oder Berlin wohl zugekommen sein mag, für unsere Verhältnisse aber einfach abwegig war, darf nicht mehr vorkommen. Uns geläufige Luftschutzkeller schützen ganz gut gegen die Wirkungen von Atombomben.

Armee: Keine Ansammlungen, entsprechend den seit Jahren durchgeführten Übungen. (Schwere Geräte und Geschütze sind heute viel zu sehr an die Straßen gebunden.)

Einer solchen, eben skizzierten Lösung kann entgegengehalten werden, sie nähere sich dem Bilde einer sowieso unhaltbaren Partisanenarmee. Dazu ist zu sagen: Ich glaube, daß man den meisten Befürwortern einer sogenannten Partisanenarmee unrecht tut. Zwischen dem — gewollt oder unbewußt — schlecht verstandenen Schlagwort und dem ernst gemeinten Vorschlag klafft eine Lücke. Es mag deshalb mit kurzen Worten wenigstens ein wesentlicher Unterschied zwischen der vorgeschlagenen Lösung und der landläufigen Vorstellung von einer Partisanenarmee herausgestellt werden:

Die Partisanenarmeen des vergangenen und früherer Kriege waren nicht organisiert, sie kannten vorerst keinen hierarchischen Aufbau; einmal vorhanden, mußte jede Stufe um Anerkennung nach oben und unten ringen. Die Nahkampfarmee bleibt dagegen unbedingt im Rahmen einer modernen Armee (mit höherer Führung, hierarchischem Aufbau, Ausbildung und Organisation

in Friedenszeiten, Nachachtung der international anerkannten Spielregeln der Kampfführung usw.).

Der Unterschied zwischen der sogenannten Raumverteidigung der vorgeschlagenen Nahkampfarmee oder einer Partisanenarmee und der «klassischen» Kampfführung herkömmlicher Art ist bei uns im Grunde gar nicht so wesentlich, sofern eine höhere Führung überhaupt anerkannt wird. Die Vertreter traditioneller Kampfführung scheinen sich über die heute bestehende Verteilung ihrer Kräfte kein richtiges Bild zu machen. Ja, auf dem Papier können sie wohl ganze Heereseinheiten besammeln und nach napoleonischem Muster dahin oder dorthin «werfen». In der Praxis wird ihnen dies nicht gelingen, einmal, wie oben bereits angeführt, wegen der besonderen Mittel des Gegners, und überdies besteht schon eine umfangreiche Raumverteidigung, man braucht nur die Réduitbrigaden, die Gebirgsbrigaden, die Verteidigung der Flugplätze und anderer wichtiger Örtlichkeiten anzuführen. Fällt die Auslösung des Krieges mit unserer Mobilmachung zusammen, dann besteht eine Raumverteidigungsorganisation in Reinkultur.

An allen Ecken und Enden der Welt haben wir Militärattachés eingestellt. Und in Griechenland? Es wäre doch sehr interessant gewesen, zu untersuchen, wieso sich 25 000 Rebellen (ohne Flieger und Flab, ohne Panzerfahrzeuge usw.) gegen eine modern ausgerüstete, numerisch sicher zehnfache Übermacht so lange hatten halten können! Es war eine richtige Partisanenarmee, improvisiert. Was wir davon übernehmen könnten, wäre das Kampfverfahren.

MARIE BOEHLEN

Eine Revision des Außerehelichenrechts ist fällig

Kein Lebewesen bedarf so sorgfältiger und langer Pflege und Erziehung wie das Menschenkind, bis es zur Selbständigkeit herangereift ist. Normalerweise wird diese große Aufgabe in der Familie, von Mutter und Vater erfüllt, und sie erfordert den vollen Einsatz beider Eltern.

Wir haben zurzeit in der Schweiz rund 80 000 Geburten im Jahr, wovon etwa 3000 außerehelich sind. 3000 Kinder kommen somit jedes Jahr in unserem Land auf die Welt, die nicht in die Geborgenheit der natürlichen Familie geboren werden. Mutter und Vater des Kindes leben vielmehr getrennt und gehen ihre eigenen Wege. Da muß dafür Sorge getragen werden, daß die Eltern trotzdem ihre Pflichten dem hilflosen Kinde gegenüber erfüllen. Denn wenn dies nicht geschieht, nimmt das Kind Schaden und fällt in irgendeiner Form der Öffentlichkeit zur Last.